

GELATO-ZAUBER AM GARDASEE

Chrissy Hope

Leseprobe

Anreise mit Plan B

Die Klimaanlage des Flugzeugs hatte zwei Stunden lang versucht, Mara einzufrieren, und scheiterte erst jetzt, an der Glastür des Terminals.

Die Hitze kam ihr entgegen wie eine offene Backofentür. Mara blieb für einen halben Schritt stehen, blinzelte ins gleißende Vorfeld-Licht und ordnete den Eindruck sofort ein: zu hart, alles zu hart. Wenn sie hier fotografieren müsste, würde sie bis zum späten Nachmittag warten. Niemand machte um halb zwei brauchbare Bilder bei diesem Licht.

Sie machte gerade keine Bilder. Sie holte einen Mietwagen ab.

Der Trolley rollte gehorsam neben ihr her, exakt eingepackt, drei Würfel-Packsysteme, oben das Equipment, kein Gramm verschwendet. In der Innentasche das Tablet, der Akku bei achtundsiebzig Prozent, das Powerbank-Kabel griffbereit. Mara hatte vor dem Abflug eine Checkliste abgearbeitet, deren letzter Punkt *Checkliste prüfen* lautete. Sie wusste, wie das klang. Es funktionierte trotzdem.

Am Schalter wartete eine Schlange von vier Personen vor ihr und eine Klimaanlage, die offenbar dieselbe Gewerkschaft hatte wie die im Flugzeug. Mara stellte sich an, zog den Haargummi vom Handgelenk, drehte ihn zweimal und schob ihn zurück. Dann öffnete sie das Tablet.

Tag minus drei. Status: kontrolliert. Sie scrollte durch die Spalten - Catering bestätigt, Florist

bestätigt, Stühle eintreffend Donnerstag, Tischordnung Version vier. Lena hatte zu Version zwei gesagt: »Mara, das ist eine *Hochzeit*, keine Evakuierung.« Lena fand vieles lustig, was eigentlich Vorsorge war.

»Signora?«

Mara trat vor, lächelte das Schalter-Lächeln, das sie für Kunden reserviert hatte, und bekam einen Schlüssel, einen Vertrag und einen freundlichen Schwall Italienisch, von dem sie etwa die Hälfte verstand. »Sì«, sagte sie. »Grazie. Dov'è la macchina?« Schul-Italienisch mit Hamburger Kanten. Der Mann verstand sie, deutete nach draußen, Stellplatz neunzehn. Mara war kurz zufrieden mit sich. Sie sah sich um, ob es jemand bemerkt hatte. Niemand hatte es bemerkt.

Der Mietwagen war ein silberner Kleinwagen, der innen die Temperatur einer Pizzeria im Hochbetrieb hatte. Mara warf den Trolley auf die Rückbank, setzte sich, drehte die Klimaanlage auf Maximum und wartete, dass das Lenkrad aufhörte, sich anzufühlen wie eine zu lange geföhnte Wärmflasche.

Das Navi sprach Italienisch. Natürlich. »*Proseguo dritto per duecento metri.*«

»Nein«, sagte Mara höflich zum Navi und tippte sich durch drei Menüs, bis es Deutsch sprach. Dann gab sie das Ziel ein: das Landgut bei Bardolino. Sie kannte die Adresse auswendig. Sie kannte auch die Telefonnummer, die Stornobedingungen und den Namen der Veranstaltungsleiterin, Frau Visentin, die sehr professionell geklungen hatte. Mara mochte Menschen, die professionell klangen. Es gab so wenige.

Sie fuhr los.

Die ersten Kilometer waren Flachland, flach wie ein schlecht beleuchteter Tisch, dann kam die Autostrada, die A4, und Mara reihte sich ein und ließ die Geschwindigkeit auf hundertdreißig stehen, exakt. Asphalt flimmerte vor ihr. Ein Schild kündigte *Peschiera del Garda* an, und sie las das zweite, kleinere - *uscita 500 m* - und übersetzte es im Kopf, *Ausfahrt fünfhundert Meter*, und war für eine Sekunde stolz und für die nächste genervt darüber, dass sie stolz gewesen war.

Hamburg hätte jetzt geregnet. Hamburg regnete eigentlich immer, wenn Mara abreiste, als wollte es sie nicht gehen lassen oder, wahrscheinlicher, als sei es ihm egal. Sie hatte die letzten neun Tage im Studio verbracht, eine Kampagne für eine Premium-Marmeladenmarke, sechzig Gläser, jedes einzeln poliert, das Licht so weich, dass man hätte hineinbeißen mögen. Sie hatte abgeliefert. Sie lieferte immer ab. Das war das Geräusch, das ihr Leben machte: zufrieden surrendes Abliefern.

Dann bog die Straße ab, Richtung Osten, Richtung Ufer, und das Flachland kippte in etwas anderes.

Hügel zuerst. Dann Reben, ordentliche grüne Reihen, die über die Hänge liefen wie Notenlinien. Olivenbäume, silbrig im Wind, ein Wind, den sie noch nicht spürte, aber sah, an den Blättern. Und dann, zwischen zwei Hügeln, plötzlich:

Der See.

Er blitzte auf, silbrig, kurz, zu hell, ein Streifen flüssiges Metall zwischen dem Grün. Mara hielt den Atem an. Es passierte, bevor sie es entscheiden konnte. Ihre rechte Hand hob sich vom Lenkrad, Daumen und Zeigefinger formten einen rechten Winkel, ein Bildausschnitt mitten in der Luft, der See

darin gerahmt, das Licht auf dem Wasser - *zu hell für ein Foto, aber genau richtig für* -

Das Handy klingelte.

Mara senkte die Hand. Der See verschwand hinter dem nächsten Hügel, als hätte es ihn nie gegeben. *Lena*, sagte das Display in der Halterung. Mara drückte auf den grünen Knopf und schob die rechte Hand zurück ans Lenkrad, wo sie hingehörte.

»Ich bin auf der SS249«, sagte Mara. »Ich bin in vierzig Minuten am Landgut. Hast du -«

»Mara.« Lenas Stimme hatte eine bestimmte Tonlage, die Mara seit dreißig Jahren kannte. Die Tonlage, mit der Lena als Kind verkündet hatte, sie habe den Hamster aus dem Käfig gelassen, weil er traurig aussah. Eine Mischung aus Schuld und vollkommener Überzeugung, das Richtige getan zu haben. »Bevor du was sagst -«

»Was ist passiert.«

»Nichts ist *passiert*, also, doch, ein bisschen was ist passiert, aber es ist -«

»Lena.« Mara drehte unbewusst die Klimaanlage eine Stufe kälter. »Was.«

Eine kurze Pause. Im Hintergrund hörte Mara Vögel, einen Türschlag, eine männliche Stimme, die irgendwas Beruhigendes auf Italienisch sagte. Stefano vermutlich. Stefano sagte immer irgendwas Beruhigendes.

»Das Landgut ist abgesoffen«, sagte Lena.

Mara fuhr weiter. Die Reben liefen rechts neben ihr vorbei, eine Reihe, noch eine, noch eine. »Abgesoffen.«

»Wasserschaden. Eine Leitung ist geplatzt, irgendwas im Keller und in den Festsälen, Frau Visentin hat heute Morgen angerufen, sie sind völlig

verzweifelt, der ganze Boden, die Elektrik, sie sagen, sie kriegen es nicht trocken bis Samstag, nicht mal annähernd, und -«

»Wann heute Morgen.«

»Was?«

»Wann hat Frau Visentin angerufen. Heute Morgen wann.«

»Ich weiß nicht, Mara, halb neun? Neun? Warum ist das -«

»Weil ich um halb neun in Hamburg am Gate stand und du mir nichts gesagt hast.« Mara hörte, wie ihre eigene Stimme die Kanten schärfte. Sie atmete einmal durch die Nase. Im Kopf öffnete sich bereits die Tabelle. Spalte *Location*. Status: grün. Die brauchte jetzt eine neue Farbe. Es gab keine Farbe für *brennt*. »Okay. Okay. Das ist -« *eine Katastrophe* »-charmant. Wir lösen das. Ich habe die Backup-Liste, ich rufe die zweite Option an, das Weingut Richtung Lazise hatte für nächste Saison -«

»Mara.«

»- aber für Samstag wird es eng, ich brauche eine Anzahlung, sofort, und wir müssen das Catering umleiten, die Adresse ändern, die Gäste benachrichtigen, ich mache eine Sammel-Mail, ich brauche die aktuelle Gästeliste, die *aktuelle*, nicht die von -«

»Mara.« Lena lachte. Tatsächlich. Sie *lachte*. »Ich hab schon was.«

Mara verstummte.

Die Reben liefen weiter vorbei. Ein Traktor stand am Straßenrand, ein Mann mit Strohhut winkte einem anderen Mann zu, der nicht winkte. Die Welt sah aus, als sei nichts abgesoffen.

»Du hast«, sagte Mara langsam, »*schon* was.«

»Ein Haus. Oben in den Weinbergen. Calmasino, das ist so ein kleiner Ortsteil über Bardolino, du musst eine Straße hoch und dann nochmal hoch, es ist *unglaublich*, Mara, alte Steinmauern, Olivenbäume, Zitronenbäume, der schönste Blick, den du je -«

»Wer hat es gebucht.«

»Niemand hat es *gebucht*, es gehört einem Bekannten von Stefano, der hat sofort Ja gesagt, der ist total -«

»Es gehört *jemandem*.« Mara hörte sich selbst, präzise, kontrolliert, und ein winziges, müdes Etwas in ihr wollte schreien. »Lena. Eine Hochzeit für sechzig Leute findet nicht in einem Haus statt, das jemandem gehört. Eine Hochzeit braucht eine Lizenz für Veranstaltungen, einen cateringtauglichen Zugang, Sanitäranlagen für sechzig Personen, Strom, der nicht zusammenbricht, wenn die Kaffeemaschine läuft, Parkplätze, eine Haftpflicht -«

»Es hat alles, was es braucht«, sagte Lena, und ihre Stimme war jetzt weicher, glücklicher, und genau das war es, was Mara wirklich nervös machte. Nicht die Katastrophe. Die *Begeisterung* in der Katastrophe. »Es ist viel echter als das Landgut. Das Landgut war so - so glatt. Alle Landgüter sehen aus wie das Foto vom nächsten Landgut. Das hier ist echt, Mara, das ist -«

»Charmant unfertig.«

»Ja!« Lena klang erleichtert, als hätte Mara endlich verstanden. Hatte sie nicht. »Genau. Genau das.«

Mara öffnete den Mund. Schloss ihn. Hinter ihr hupte jemand, kurz, freundlich, und überholte, ein offener Fiat mit drei lachenden Menschen, einer winkte ihr zu. Mara winkte nicht zurück.

»Was genau«, sagte sie, »meinst du mit *charmant unfertig*.«

»Das musst du selbst sehen. Du kommst doch sowieso vorbei, oder? Fahr einfach hoch statt zum Landgut. Stefano schickt dir die Position aufs Handy. Du nimmst die Straße in Bardolino und dann Richtung Calmasino, und dann fragst du nach Nico.«

Da war er.

»Nico«, wiederholte Mara.

»Nico Bellini. Stefanos Bekannter. Dem das Haus gehört. Er macht auch das Eis für die Hochzeit, er hat so eine Gelateria in Bardolino, *die beste*, sagt Stefano, und er ist total -«

Lena suchte nach einem Wort. Mara wartete. In ihrem Kopf legte sich der Name in eine leere Zelle. *Nico Bellini*. Keine Telefonnummer. Keine Adresse. Kein Vertrag. Eine Variable. Eine unbekannte Variable, die ihr ein unbekanntes Haus zur Verfügung stellte, gegen unbekannte Bedingungen, mit unbekannter Eignung für eine Hochzeit, die in dreieinhalb Tagen stattfinden musste.

»- *unkompliziert*«, sagte Lena schließlich, triumphierend, als hätte sie das beste Wort der Welt gefunden.

Mara schloss kurz die Augen. Öffnete sie wieder, weil sie fuhr. »Unkompliziert.«

»Total entspannt. Der lässt sich von nichts aus der Ruhe bringen. Du wirst ihn lieben.«

Das, dachte Mara, *halte ich für ausgeschlossen*.

»Ich rufe dich an, wenn ich oben bin«, sagte sie. »Schick mir die Position. Und die Gästeliste. Die aktuelle.«

»Mach ich. Mara?«

»Was.«

Eine Pause. Im Hintergrund die Vögel, der See vermutlich, das ganze unglaubliche echte Calmasino. »Danke, dass du da bist«, sagte Lena, leise jetzt, ganz ohne Ton von Schuld oder Überzeugung, nur das. »Ohne dich würde ich das nicht hinkriegen.«

Mara saß einen Moment still. Die Reben liefen vorbei. Irgendwo da unten lag der See, den sie nicht mehr sah.

»Schon gut«, sagte sie. »Schick die Position.«

Sie legte auf.

Dann fuhr sie rechts ran, auf einen staubigen Streifen neben einem Olivenhain, stellte den Motor aus, ließ die Klimaanlage laufen und griff zum Handy. Zuerst die Notfall-Location. Sie wählte das Weingut Richtung Lazise, ließ es zwölfmal klingeln, legte auf, suchte die zweite Nummer aus der Backup-Liste, eine Eventscheune bei Affi, und sprach diesmal auf einen Anrufbeantworter, der ihr in heiterem Italienisch versicherte, irgendwer melde sich irgendwann. Mara hinterließ trotzdem eine Nachricht, knapp, präzise, mit Rückrufbitte, und wusste schon beim Sprechen, dass niemand zurückrufen würde, jedenfalls nicht in dreieinhalb Tagen. Sie öffnete eine Suche nach freien Veranstaltungsorten am Ostufer, scrollte durch eine Liste, die ausschließlich aus *ausgebucht* und *Anfrage gesendet, keine Antwort* zu bestehen schien, und schloss sie wieder.

Es gab keine Notfall-Location. Zum ersten Mal seit Jahren hatte Mara keinen Plan B, sondern nur ein Haus, das jemandem gehörte, und einen Mann namens Nico, von dem sie nichts wusste außer einem Adjektiv.

Sie atmete einmal durch die Nase. Dann nahm sie das Tablet aus der Tasche.

Sie band die Haare hoch.

Das war der Moment, in dem sie es immer tat - wenn aus *kann passieren* ein *passiert jetzt* wurde, wenn der Plan in Brand stand und gelöscht werden musste. Der Haargummi straffte sich, die Schläfen wurden frei, und in ihrem Kopf wurde es kühl und klar wie das Innere des Mietwagens, während draußen die Hitze über dem Asphalt stand.

Sie öffnete ein neues Dokument.

Hochzeit Lonardi - Location-Update. Sie tippte schnell, mit beiden Daumen. Sie legte Spalten an. *Adresse. Zugang. Strom. Wasser. Sanitär. Cateringtauglichkeit. Wetterschutz. Parken.* Sie wies jeder Spalte einen Status zu - alle rot, weil sie nichts wusste, und rot war ehrlicher als die Lüge eines optimistischen Gelb. Sie legte eine zweite Tabelle an, *To-do Tag minus drei*, mit Zeitslots in Dreißig-Minuten-Schritten, und trug ein: *14:30 Besichtigung. 15:00 Eignung bewerten. 15:30 Entscheidung: Haus oder* - Sie zögerte. Hinter dem Bindestrich gab es nichts mehr, keine Spalte, keine Option, keine zweite Tür. Sie tippte trotzdem: *Notfall-Location.* Eine Lüge in einer Tabelle, sauber formatiert. Sie würde eine finden. Sie hatte immer eine gefunden. Diesmal nur, dachte ein müder Teil von ihr, vielleicht nicht.

Sie blickte auf die rote Tabelle, und für einen Atemzug erlaubte sie sich den Gedanken, den sie sonst sofort wegtippte: dass ihr Vater diese Spalten nie angelegt hätte. Dass er bei einem abgeoffenen Landgut wahrscheinlich gelacht hätte, irgendetwas von Schicksal gemurmelt und sich auf die Suche nach einem Glas Wein gemacht hätte. Und dass jemand - immer Mara, seit sie zwölf war - hinter ihm hergeräumt hatte. Sie kannte die Stimme noch, die er

über ihrer Schulter angeschlagen hatte, einmal, vor Jahren, als er auf so eine Tabelle geschaut hatte: »Schatz, das Leben ist kein Tabellendokument.« Und sie hatte geantwortet, ohne aufzusehen: »Deins nicht, nein.« Er hatte gelacht. Er lachte über alles. Es war ihm gelungen, einmal pünktlich zu sein, bei Lenas Geburt, und auch das nur, weil er gerade keinen Anschlusstermin hatte. *Sieh an*, dachte sie jetzt und scrollte durch die Reiter, die sie eben angelegt hatte. *Eine Tabelle. Für die Hochzeit deiner Schwester.* Sie wusste genau, wie das klang. Sie tat es trotzdem, weil es das Einzige war, was sie davon abhielt, an einer Weinbergstraße in die Hitze hinauszuschreien.

Dann tat sie etwas, das ihr selbst, wäre sie nicht so beschäftigt gewesen, ein müdes inneres Lächeln entlockt hätte: Sie erstellte einen geteilten Kalender. *Hochzeit Lena & Stefano - Master.* Sie fügte Lena hinzu. Sie fügte Stefano hinzu, dessen Mailadresse sie auswendig kannte. Sie überlegte kurz, ob sie diesen Nico hinzufügen sollte, hatte aber keine Adresse, also ließ sie es. Sie codierte die Termine farblich. Grün für bestätigt. Gelb für ausstehend. Rot für gefährdet.

Es war fast alles rot.

Sie wusste, ehrlich gesagt, dass außer ihr niemand diesen Kalender je öffnen würde. Lena hatte zum letzten geteilten Kalender gesagt: »Was ist das für ein Link?« und ihn dann nie angeklickt. Stefano würde lächeln und »grazie, Mara« sagen und es auch nie tun. Ein Kalender für ein Publikum von einer Person.

Es beruhigte sie trotzdem. Das Geräusch des Abklingens, das ihr Verstand machte, wenn er etwas geordnet hatte.

Mara legte das Tablet weg.

Das Handy vibrierte. Eine Position von Stefano, ein blauer Punkt auf der Karte, irgendwo oben in den Hügeln, weit weg von jeder Straße, die nach Straße aussah. Sie tippte darauf, übertrug es ans Navi, und das Navi überlegte einen Moment, als sei es selbst überrascht, und sagte dann: *»In zwölf Kilometern haben Sie Ihr Ziel erreicht.«*

»Zwölf Kilometer«, sagte Mara zum Navi. »Na großartig.«

Sie fuhr los.

Bardolino kam und ging, ein Wirbel aus Sonnenschirmen und Touristen mit roten Schultern, eine Promenade, an der das Wasser tatsächlich da war, ganz da, blau und glitzernd und voller Boote, und Mara registrierte es im Vorbeifahren wie ein Bild, das jemand anders gemacht hatte - gut komponiert, ein bisschen zu voll, der Horizont leicht schief. Dann wies das Navi sie aus dem Ort hinaus und bergauf.

Die Straße wurde schmaler. Der Asphalt gab dem Schotter Raum, dann gab er ganz auf. Reben rückten näher, beidseitig, eine grüne Gasse, in der die Hitze stand wie in einem Treibhaus. Mara fuhr im zweiten Gang, langsam, der Staub stieg hinter ihr auf und legte sich, wie sie im Rückspiegel sah, in einer feinen Schicht auf den silbernen Lack. Sie dachte an die Mietwagen-Versicherung. Sie hatte die mit Vollkasko genommen. Natürlich hatte sie das.

Das Licht hier oben war anders. Tiefer, goldener, gefiltert durch die Rebblätter, und ihr Fotografehirn wachte auf, ganz von selbst, und sagte: *Hier. Genau hier, gegen sechs, wenn die Sonne tiefer steht. Das ist es. Das ist das Licht, für das die Leute herkommen.* Sie roch durch das halb geöffnete Fenster etwas Warmes, Grünes, Staubiges - Stein und

Hitze und irgendwo darunter etwas Süßeres, reifende Trauben vielleicht, sie wusste es nicht, sie war Food-Fotografin, keine Winzerin.

Die Straße machte eine Kurve. Hinter der Kurve lag, eingebettet zwischen Olivenbäumen, ein Haus.

Mara verlangsamte automatisch. Es war ein Steinhaus, alt, mit verwitterten grünen Fensterläden, von denen einer schief hing. Das Dach hatte Stellen, die nach *nächstes Jahr* aussahen. Vor dem Haus lag ein Garten, der eindeutig die letzte Saison ausgelassen hatte, ein wucherndes, ungezähmtes Etwas, in dem ein Zitronenbaum in einem Topf stand, der ihm offensichtlich zu klein war. Und dahinter, jenseits eines niedrigen Mäuerchens, fiel das Land ab in Reben und Olivenhaine und dann, ganz unten, in den See, der von hier aus dalag wie etwas, das jemand auf einem makellosen Tisch arrangiert hatte. Es war atemberaubend. Und es war, dachte Mara mit dem Teil ihres Gehirns, der bezahlt wurde, vollkommen ungeeignet für eine Hochzeit mit sechzig Personen.

Sie hatte keine Zeit, den Gedanken zu Ende zu bringen.

Denn auf dem Weg vor ihr, exakt in der Mitte der schmalen Schotterstraße, dort, wo Mara hinfahren musste, weil es links die Mauer gab und rechts die Reben und keinerlei Platz dazwischen, stand -

Mara bremste.

Der Wagen kam zum Stehen, der Staub holte ihn von hinten ein und zog vorbei, und als er sich legte, sah Mara durch die staubige Windschutzscheibe ganz deutlich:

Ein Esel.

Grau, mit einem dunklen Streifen über dem Rücken, zwei lange Ohren, die in zwei verschiedene

Richtungen zeigten, und großen, dunklen Augen, die ohne jede Eile, ohne jede Sorge, ohne den geringsten Hinweis darauf, dass er die Straße zu räumen gedachte, genau in Maras Richtung blickten.

Mara saß hinter dem Lenkrad, die Hände auf zehn nach zwei, in einem klimatisierten Mietwagen auf einer Weinbergstraße, die in keiner ihrer Tabellen existierte, vor einem halbverfallenen Steinhaus, das einem unbekannten Mann namens Nico gehörte, und starrte zurück.

Der Esel kaute.

»Na *großartig*«, sagte Mara.

Der Esel kaute weiter.

Der Eismann und der Esel

Der Teig hatte zu wenig Pistazie. Das war das Problem.

Nico stand in seiner Küche, die Unterarme bis zu den Ellenbogen mehlbestäubt, und kostete ein Krümelchen vom Rand des Bleches, das er eigentlich gar nicht hätte backen sollen. Niemand hatte Pistaziengebäck bestellt. Es gab in den nächsten drei Tagen keinen einzigen vernünftigen Anlass für Pistaziengebäck. Aber die Mandeln vom letzten Donnerstag waren übrig gewesen, und die Pistazienpaste hatte ihn vom Regal aus angesehen, und so was lehnte ein Mann nicht ab.

Mehr Pistazie also. Vielleicht ein Hauch Zitronenschale. Er rieb sich die Schale schon mal innerlich zwischen den Fingern, schmeckte sie auf der Zunge, bevor er sie überhaupt geholt hatte.

Draußen knirschte Schotter.

Nico hob nicht sofort den Kopf. Schotter knirschte auf seinem Weg ungefähr so oft, wie Pavarotti der Meinung war, dass es Zeit zum Essen sei - also etwa alle zwei Stunden, unabhängig von der tatsächlichen Tageszeit. Dann verstummte das Knirschen. Ein Motor lief weiter, leise, ein gleichmäßiges Surren, das nicht zu einem von Brunos Vehikeln gehörte und schon gar nicht zu Stefanos altem Lieferwagen, der klang, als würde er bei jeder Kurve um sein Leben verhandeln.

Er wischte sich die Hände an der Schürze ab und trat ans Fenster.

Ein Mietwagen. Silber, sauber, von der Sorte, die niemand besaß, sondern nur lieb. Er stand mitten auf dem Weg, weil Pavarotti mitten auf dem Weg stand - was Pavarotti um diese Tageszeit grundsätzlich tat, in der felsenfesten Überzeugung, dass der Weg ihm gehörte und alles, was darauf fuhr, ihm einen Tribut in Form von Karotten schuldete.

Hinter dem Lenkrad saß eine Frau und stieg nicht aus.

Das war das Erste, was ihm auffiel. Sie stieg nicht aus, sie *bewertete*. Er sah es an der Art, wie ihr Kopf sich bewegte - von der Dachkante zum schiefen Fensterladen, vom Fensterladen zum Garten, vom Garten zur Terrasse, langsam, methodisch, als zöge sie irgendwo innen einen Haken hinter jedem Posten.

Allora. Die Schwester.

Stefano hatte etwas gesagt. Am Telefon, gestern, zwischen zwei verzweifelten Sätzen über Wasserschäden und Versicherungen, hatte er etwas eingeschoben - *Lenas Schwester kommt, sie kümmert sich um alles* -, und seine Stimme war dabei kurz nach unten gegangen, so wie die Stimme eines Mannes nach unten geht, der gerade von einer Naturgewalt spricht, gegen die er machtlos ist.

Nico hatte »va bene« gesagt und nicht weiter darüber nachgedacht.

Er dachte jetzt darüber nach.

Die Frau hatte die Hände am Lenkrad, auf zehn nach zwei, korrekt wie in einem Fahrschulplakat, und neben ihr auf dem Beifahrersitz lag - er kniff die Augen zusammen - ein Tablet. Griffbereit. Aufrecht.

Als könnte es jeden Moment gebraucht werden, um etwas zu protokollieren.

Pavarotti beschnupperte derweil die vordere Stoßstange des Mietwagens mit der Hingabe eines Sommeliers an einem Korken.

Nico seufzte. Er nahm den Eimer vom Haken neben der Tür - den blauen, in dem noch ein Rest Karottenschalen vom Mittag lag - und ging hinaus in die Hitze.

Sie schlug ihm entgegen wie ein nasses Tuch. Halb fünf, und die Luft über dem Schotter flirrte noch immer, die Zikaden sägten in den Olivenbäumen, als würden sie für eine Bezahlung arbeiten, die ausgeblieben war. Vom See her, ganz schwach, kam der erste Hauch der Ora, der nachmittägliche Wind, der Atem in den Tag brachte. Noch zu wenig. Noch nicht genug, um irgendetwas abzukühlen.

»Pavarotti«, sagte Nico, schüttelte den Eimer.

Der Esel hob den Kopf und blickte ihn an mit dem ungerührten Blick eines Wesens, das den Trick kannte, ihn aber aus reiner Höflichkeit mitspielen würde.

»Du blockierst der Dame die Einfahrt. Das macht man nicht. Komm.«

Pavarotti kam. Nicht, weil Nico es gesagt hatte - Pavarotti kam nie, weil jemand etwas sagte -, sondern weil der Eimer interessanter war als der Mietwagen. Er trottete an Nico vorbei, den Kopf schon im Eimer, ein Stück Karottenschale zwischen den Lippen, und auf seinem grauen Maul klebten, sah Nico jetzt, ein paar zerquetschte grüne Blätter.

Basilikum. Wieder mal. Der Kerl hatte sich im Garten am wilden Basilikum bedient, das zwischen den Olivenbäumen wuchs, und hatte sich danach, satt

und zufrieden, auf den Weg gestellt, um die Welt warten zu lassen.

»Du bist ein Banause«, sagte Nico zu ihm. »Das war für etwas Größeres gedacht.«

Pavarotti kaute.

Hinter ihm ging eine Autotür.

Nico drehte sich um, den Eimer noch im Griff, und sah sie zum ersten Mal in voller Größe. Sie war kleiner, als der aufrechte Sitz im Auto hatte vermuten lassen, aber die Haltung war dieselbe - gerade, ökonomisch, kein Gramm Bewegung zu viel. Helles Leinenhemd, hochwertig, in einem Ton, den seine Mutter »Sand« nennen würde und für den sie zu viel Geld ausgeben würde. Schulterlanges dunkelblondes Haar, glatt. Und am Handgelenk, genau wie Stefano es nicht erwähnt, sondern nur angedeutet hatte: ein Haargummi. Schwarz, doppelt gewickelt, wie eine Handschelle, die sie sich selbst angelegt hatte.

Noch so eine Federica, dachte er, ehe er es verhindern konnte.

Der Gedanke kam von ganz allein, fertig, mit Schleife drum, und Nico ärgerte sich kurz über sich selbst, weil er Menschen eigentlich nicht so machte - er gab ihnen normalerweise mindestens drei Sätze, bevor er entschied, ob sie Stracciatella oder Pistazie waren. Aber bei dieser hier hatte die Körperhaltung schon entschieden. Sie stand neben dem Auto, und ihr Blick fuhr über sein Haus, sein Dach, seinen Garten - und blieb am schiefen Fensterladen hängen, und dort zog sich etwas in ihrem Gesicht zusammen. Ganz kurz. Eine Mikro-Grimasse, wie bei jemandem, der in eine Zitrone gebissen hat, die er für eine Orange hielt.

Nico kannte den schiefen Fensterladen nicht. Das heißt - er kannte ihn, er sah ihn nur nicht mehr. Er

war Teil des Hauses geworden wie der Geruch von Stein und die Art, wie die zweite Stufe knarzte. Aber durch ihren Blick sah er ihn plötzlich. Schief. Hängend. Ein Scharnier ausgerissen.

Va bene, dachte er. *Geht ja gleich gut los.*

»Buongiorno«, sagte er, gab seinem trockensten Lächeln einen Schubs. »Oder pomeriggio. Um die Zeit verliere ich den Überblick.«

Sie taxierte ihn jetzt genauso, wie sie das Haus taxiert hatte - von der mehlbestäubten Schürze zu den Espadrilles, blieb kurz hängen am Eimer in seiner Hand, ging dann wieder hoch zu seinem Gesicht. Er konnte förmlich zusehen, wie sie ihn irgendwo einsortierte, und er hätte eine seiner besten Eissorten darauf gewettet, dass die Schublade, in der er landete, nicht *kompetent* hieß.

»Mara Winter«, sagte sie. »Lenas Schwester.«

»Das hatte ich gehofft. Sonst stünde eine wildfremde Frau auf meinem Hof und würde mein Dach inspizieren.« Er rieb die rechte Hand am Leinentuch ab, was sie nicht sauberer, aber höflicher machte, und streckte sie ihr hin. »Nico. Eismann. Gelegentlich Eseldompteur.«

Ihr Blick fiel auf die Hand. Eine Sekunde zu lang. Mehl, Pistazie, ein verblasster Karamellfleck am Daumen - er wusste, wie seine Hand aussah, er brauchte sie nicht selbst zu prüfen. Dann nahm sie sie. Fester Griff, kurz, geschäftlich. Wie eine Frau, die Hände schüttelt, weil es im Protokoll steht, nicht weil sie jemanden begrüßt.

»Nico Bellini«, sagte sie, als müsse sie es abgleichen mit einem Eintrag in ihrem Kopf.

»Den Nachnamen kennen Sie also schon.«

»Ich kenne Ihren Nachnamen, Ihre Adresse, dass Sie das Eis liefern und dass Ihnen dieses Haus gehört.« Sie ließ seine Hand los. »Das war ungefähr alles, was zu erfahren war.«

»Stefano ist ein Mann weniger Worte.«

»Mein Eindruck war eher, dass Lena einfach keine Zeit hatte, mehr zu sagen.«

Da war es. Der erste kleine Stich, höflich verpackt, und Nico spürte ihn, weil er gut platziert war. Sie meinte nicht ihn. Sie meinte das Chaos, in dem alle steckten, und dass niemand die Höflichkeit besessen hatte, sie ordentlich darüber zu informieren. Aber sie sah dabei sein Haus an, und so kam es trotzdem bei ihm an.

Pavarotti hob in diesem Moment den Kopf aus dem Eimer und stieß ein Iahen aus.

Es war kein bescheidenes Iahen — sondern ein vollständiges, dreigliedriges, in den Himmel gestelltes Iahen, mit Vibrato am Ende, das über die Reben hallte und in den Olivenbäumen verebbte, und es kam, wie immer, vollkommen unmotiviert und zum maximal ungünstigen Zeitpunkt.

Mara fuhr leicht zusammen.

»Das«, sagte Nico, »ist Pavarotti.«

Sie sah den Esel an. Dann ihn.

»Er heißt Pavarotti.«

»Sie würden auch so heißen, wenn Sie so singen würden. Laut, dramatisch, und immer dann, wenn keiner danach gefragt hat.« Er klopfte dem Esel die Flanke. »Er hat ein Repertoire. Das war die kurze Fassung.«

Etwas zuckte um ihren Mundwinkel. Nicht viel. Kaum messbar. Aber er sah es - er sah Stimmungen aus Bewegungen, das war sein einziges echtes Talent

neben dem Eis -, und er registrierte es mit einer kleinen, unwillkommenen Genugtuung. Dann war es weg, weggewischt von ihr selbst, schneller, als es gekommen war, und sie hatte sich schon wieder dem Haus zugewandt.

»Können wir reingehen?«, fragte sie. Es war keine Bitte. Eine Anweisung in Frageform.

»Sie wollen nicht erst durchatmen? Sie sind gerade aus Hamburg angekommen.«

»Ich habe heute Morgen in Hamburg durchgeatmet. Jetzt würde ich gern sehen, ob hier am Samstag eine Hochzeit stattfinden kann.« Und zum ersten Mal lag in ihrem Blick etwas anderes als Bewertung - etwas Dringliches, fast Erschöpftes, das er nicht gleich einordnen konnte und das sofort wieder hinter der Geschäftsmiene verschwand. »Sechzig Gäste, Nico. In drei Tagen. Ich möchte einfach nur wissen, womit ich es zu tun habe.«

»Mit einem Haus«, sagte er. »Und einem Garten. Und einem Esel, den niemand eingeladen hat.«

»Das ist nicht mein größtes Problem.«

Er stellte den Eimer ab, mit der Bedachtsamkeit eines Mannes, der gerade beschlossen hatte, dass dieser Nachmittag länger werden würde als geplant - und ging voraus zur Tür. Pavarotti trottete hinterher, was er nicht durfte, aber niemand hatte ihm das je so erklärt, dass er es geglaubt hätte.

»Du bleibst draußen«, sagte Nico zu dem Esel.

Pavarotti blieb draußen, allerdings nur, weil er sich entschieden hatte, das niedrige Mäuerchen interessanter zu finden.

Drinne war es kühler. Die dicken Steinmauern hielten die Hitze ab, der Boden war aus alten Terrakottafliesen, abgelaufen in der Mitte vom Gehen

vieler Jahrzehnte, und es roch nach dem, wonach das Haus immer roch - nach Zitrone, nach warmem Stein, nach einer Spur Pistazienöl, die aus der Küche herüberwehte. Für Nico war es der Geruch von Zuhause. Er sah an Maras Gesicht, dass es für sie der Geruch von »ungenutztem Potenzial« war.

Sie blieb in der Diele stehen, das Tablet jetzt vor sich - wann hatte sie das herausgeholt? -, und ließ den Blick wandern.

»Wo ist die Küche?«

»Rechts. Aber die ist -«

Sie war schon rechts.

Nico folgte ihr und sah seine Küche durch ihre Augen, was er an diesem Nachmittag eindeutig zu oft tat. Das Pistazienblech stand noch auf dem Tisch. Daneben die offene Tüte Mehl, der Löffel mit Paste, drei Zitronen, von denen zwei angeschnitten waren, weil er sich nicht hatte entscheiden können, welche saftiger war. Die kleine Eismaschine surrte leise in der Ecke, weil er heute Nacht vergessen hatte, sie auszuschalten, und sie aus reiner Sturheit weitergelaufen war.

Mara sah sich um. Sie sagte nichts. Das war fast schlimmer, als wenn sie etwas gesagt hätte.

»Sie kochen hier«, stellte sie schließlich fest.

»Manchmal. Heute war es eher - ein Gedanke, der gebacken werden wollte.« Er nickte zum Blech.

»Pistazie. Probieren Sie?«

»Nein, danke. Ich versuche gerade abzuschätzen, ob ein Catering für sechzig Personen hier seine Speisen ausgeben kann.« Sie tippte etwas ins Tablet.

»Das ist eine sehr - gemütliche Küche.«

»Gemütlich heißt klein.«

»Gemütlich heißt klein«, bestätigte sie, ohne aufzusehen.

Er hätte protestieren können. Er hätte sagen können, dass Catering ohnehin in Zelten arbeitete, mit eigenen Aufbauten, dass sie die Küche gar nicht brauchten - was vermutlich stimmte, aber er war sich nicht sicher, weil er noch keine einzige Sekunde darüber nachgedacht hatte, wie eine Hochzeit für sechzig Menschen in seinem Garten tatsächlich funktionieren sollte. Er hatte Ja gesagt. Natürlich hatte er Ja gesagt. Er sagte immer Ja, wenn jemand fragte, und manchmal auch, wenn keiner fragte, und die Fragen danach - die hatte bisher noch immer das Leben für ihn beantwortet, irgendwie, mit einem Schulterzucken und einem zweiten Glas Wein.

Diese Frau zuckte nicht mit den Schultern. Diese Frau hatte ein Tablet.

»Die Terrasse«, sagte sie. »Da ist Platz?«

»Da ist der beste Seeblick, den man umsonst bekommt.«

»Das war nicht meine Frage.«

»Ich weiß.« Er lächelte. »Aber es ist die bessere Antwort.«

Sie atmete durch die Nase aus, langsam, wie jemand, der bis drei zählt. Er kannte das. Seine Mutter machte das auch, kurz bevor sie ihn *Niccolò* nannte.

»Herr Bellini -«

»Nico.«

»- ich habe in drei Tagen sechzig Gäste, ein Catering, das umgeleitet werden muss, einen Floristen, der eine neue Adresse braucht, eine Stuhllieferung am Donnerstag, die irgendwo ankommen muss, und ich habe noch nicht einmal geklärt, ob dieses Haus überhaupt eine Genehmigung

für eine Veranstaltung dieser Größe besitzt. Ich brauche keine Poesie. Ich brauche Zahlen.«

»Stühle kommen Donnerstag?«

»Ja.«

»Hierher?«

Sie hob den Blick. Sehr langsam, sehr deutlich.
»Das versuche ich herauszufinden. Das hängt nämlich davon ab, ob hier eine Hochzeit stattfinden kann. Was wiederum davon abhängt, ob ich Antworten bekomme.«

»Allora.« Er fuhr sich durch die Haare, verteilte dabei vermutlich Mehl darin, was ihm egal war.
»Dann mache ich es Ihnen einfach. Hier hat schon meine Großtante Feste gefeiert. Vierzig, fünfzig Leute, an einem Tisch, der von der Terrasse bis zur Feige reichte. Es hat funktioniert, weil es funktionieren *durfte*. Niemand hat vorher gefragt, ob es darf.«

»Das war vermutlich vor der Einführung von Veranstaltungsverordnungen.«

»Das war vor der Einführung von Tablets.«

»Touché«, sagte sie, ohne zu lächeln, und tippte etwas.

Pavarotti steckte den Kopf über das Mäuerchen und kommentierte den Stand der Dinge mit einem mittellangen Iahen.

Mara ignorierte ihn. Sie war an den Rand der Terrasse getreten, zum Wasserhahn, der dort aus der Mauer ragte, und sah, dass er tropfte - Nico konnte den Moment exakt benennen, in dem sie es sah, weil ihr Blick sich darauf festsetzte wie eine Fliege auf Marmelade. Drip. Drip. Ein nasser Fleck breitete sich auf den Terrassenfliesen aus, dunkel, in einer Form, die Nico seit Monaten kannte und ignorierte.

»Der tropft«, sagte sie.

»Nur ein bisschen.«

»Wasser und sechzig Gäste in Festkleidung sind keine gute Kombination.«

»Dann stellen wir den Tisch eben woandershin.«

Sie sah ihn an, und in ihrem Gesicht arbeitete etwas, ein Satz, der ihr offenbar auf der Zunge lag - er sah es, weil ihre Lippen sich öffneten und wieder schlossen -, und dann sagte sie ihn nicht. Sie schluckte ihn herunter, was ihn neugieriger machte als alles, was sie bisher gesagt hatte. Stattdessen drehte sie sich um, ließ den Blick noch einmal über die Terrasse wandern, über das niedrige Geländer, den schiefen Klapptisch, den verwilderten Garten dahinter, in dem die Olivenbäume standen und irgendwo, ungeerntet, eine Feige verfaulte.

»Das ist ein schöner Ort«, sagte sie. Es klang fast wie eine Anklage.

»Danke.«

»Es ist nur kein eingerichteter Ort.«

»Das ist ein Unterschied?«

»Das ist *der* Unterschied.« Sie hatte das Tablet jetzt fest in beiden Händen, die Energie einer Frau, die zwölf Probleme gleichzeitig im Kopf jonglierte und merkte, dass gerade ein dreizehntes dazugekommen war. »Sie haben einen Wasserhahn, der tropft. Ein Tor, das - funktioniert das Tor da unten überhaupt?«

»Das untere Gartentor?«

»Gibt es noch ein anderes?«

»Nein.« Er räusperte sich, beziehungsweise fuhr er sich mit beiden Händen über den Schürzenstoff, was bei ihm dieselbe Bedeutung hatte. »Das funktioniert. Man braucht nur den Schlüssel.«

»Wo ist der Schlüssel?«

Da war die Stille. Die kurze, im inneren Monolog, die Stelle, an der bei Nico normalerweise ein Witz aufstieg, um sie zu füllen - und der Witz war auch schon da, etwas über Schlüssel, die ein Eigenleben führten, etwas Leichtes, Entschuldigendes, das jeden anderen Menschen zum Lächeln gebracht hätte.

Aber sie sah ihn so an, dass der Witz auf halbem Weg steckenblieb.

»Den finde ich«, sagte er.

»Sie wissen nicht, wo er ist.«

»Ich weiß, dass er hier ist. Schlüssel verlassen ein Haus nicht. Sie verstecken sich nur eine Weile und tauchen wieder auf, wenn man aufhört, sie zu suchen.«

Mara sah ihn lange an, und dann tat sie etwas, das er nicht erwartet hatte. Sie lachte. Kurz, überrascht, fast gegen ihren Willen - ein einzelner Laut, der ihr entfuhr, bevor sie ihn aufhalten konnte, und der sofort wieder unter Kontrolle gebracht wurde, aber er war passiert, er war da gewesen, und für eine Sekunde sah ihr Gesicht völlig anders aus.

»Sie meinen das ernst«, sagte sie.

»Vollkommen.«

»Das ist -« Sie suchte nach einem Wort und entschied sich offenbar gegen mehrere, bevor sie eines fand, das höflich genug war. »- charmant.«

Er kannte das Wort *charmant* nicht gut genug, um zu wissen, dass es bei Hamburgern manchmal *katastrophal* bedeutete. Aber er hörte etwas im Ton, eine Spur zu glatt, und ahnte, dass es kein Kompliment gewesen war.

»Danke«, sagte er trotzdem.

Sie schüttelte den Kopf, ein winziges Stück, und wandte sich wieder dem Haus zu. »Ich muss Lena

anrufen. Und mir aufschreiben, was hier alles vorbereitet werden muss. Wo kann ich kurz -«

»Stellen Sie Ihre Sachen ab, wo Sie wollen«, sagte Nico mit einer ausladenden Geste, die das ganze Haus umfasste, den Garten, den See und Pavarotti gleich mit. »Fühlen Sie sich wie zu Hause. Auch wenn es Ihnen vermutlich nicht ordentlich genug ist, um sich zu Hause zu fühlen.«

Sie warf ihm einen Blick zu, der genau diesen Satz quittierte, und ging zurück durch die Terrassentür in die Diele, wo sie kurz stehen blieb, suchte, und ihre teure schwarze Kameratasche - die sie über der Schulter getragen hatte, ohne dass er es bewusst registriert hatte, eine dieser professionellen, gepolsterten, vermutlich obszön teuren Taschen - von der Schulter nahm und auf dem nächstbesten Tisch abstellte.

Es war der kleine Beistelltisch neben der Tür. Der, auf dem heute Mittag, gegen halb eins, Giulia vorbeigekommen war, um ihm den Probierbecher der neuen Charge zu bringen, *probier mal, Nico, ist das zu sauer?*, und auf dem dieser Becher seitdem stand, weil er ihn probiert, für gut befunden, abgestellt und vergessen hatte, so wie er heute eine Menge abgestellt und vergessen hatte.

Ein Becher Gelato. Limone. Seit dreieinhalb Stunden in der Diele, in der trotz dicker Mauern langsam, unaufhaltsam die Nachmittagswärme stand.

Nicht mehr ganz fest.

Eigentlich überhaupt nicht mehr fest.

Mara stellte die Kameratasche ab, genau darunter, im Schatten, ohne hinzusehen, weil sie schon das Telefon in der anderen Hand hielt und Lenas Nummer suchte - und eigentlich wollte Nico etwas sagen,

irgendetwas, *Vorsicht* oder *warten Sie* oder zumindest *da steht ein* -

Der Becher kippte nicht. So dramatisch war es nicht.

Er lief nur über. Lautlos, langsam, eine einzelne hellgelbe Spur geschmolzenen Zitroneneises, die sich über den Rand des Pappbechers schob, am Tisch hinabkroch, einen Moment am untersten Punkt zögerte, einen perfekten, zitternden Tropfen bildete -

und sich genüsslich auf das schwarze, gepolsterte, obszön teure Leder fallen ließ.

Mara hatte das Telefon schon am Ohr.

»Lena«, sagte sie. »Ich bin da. Wir müssen reden.«

Nico sah den zweiten Tropfen fallen.

Allora, dachte er. *Das wird sie nicht charmant finden.*

— Ende der Leseprobe —

Das vollständige Buch ist auf Amazon erhältlich.